

# Die Reise

Autor(en): **Pirandello, Luigi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758837>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE REISE

## *Erzählung*

VON LUIGI PIRANDELLO

Seit dreizehn Jahren hatte Adriana Braggi das alte, schweigsame, einem Kloster gleichende Haus nicht mehr verlassen, in das sie in ihrer Jugend als Neuvermählte eingezogen war. Nicht einmal die wenigen Fußgänger sahen sie mehr hinter den Fenstern, die dann und wann die steile, schlüpfrige, halbverfallene Straße emporstiegen, auf der das Unkraut in Büscheln zwischen den Pflastersteinen wucherte.

Mit zweiundzwanzig Jahren, nach kaum vierjähriger Ehe, war mit dem Tode des Gatten auch sie für die Welt so gut wie gestorben. Sie war jetzt fünfunddreißig und trug noch immer schwarze Kleider wie am ersten Tag des Unglücks: Ein schwarzes Seidentuch verbarg ihre schönen, kaum mehr gepflegten kastanienfarbigen Haare, die in zwei Strähnen zusammengefaßt und im Nacken geknotet waren. Dennoch leuchtete in ihrem blassen und zarten Gesicht eine stille, sanfte Heiterkeit.

Niemand in dem Bergstädtchen des sizilianischen Inneren wunderte sich über ihre strenge Klausur, denn es fehlte nicht viel, daß die Sitten dort der Frau vorschrieben, dem Mann ins Grab nachzufolgen. Bis zu ihrem Tode hatten die Witwen so in ewiger Trauer dahinzuleben.

Im übrigen waren die Frauen der wenigen Familien von Stand auch sonst nur selten auf der Straße zu sehen, mochten sie noch ledig oder bereits vermählt sein; nur des Sonntags verließen sie ihre Häuser, um zur Messe zu gehen, und noch dann und wann bei den gelegentlichen Besuchen, die sie einander wechselweise abstatteten. Dann trugen sie um die Wette die reichsten Kleider letzter Mode aus den ersten Schneiderateliers von Palermo oder Catania, Edelsteine und kostbaren Goldschmuck. Ernsten und geröteten Gesichtes, mit niedergeschlagenem Blick, wandelten sie bei solchen Anlässen unsicher einher und blieben dicht neben dem Mann, dem Vater oder dem älteren Bruder. Dergleichen Aufwand war sozusagen vorgeschrieben, diese Besuche und die paar Schritte bis zur Kirche bedeuteten für die Frauen richtige Expeditionen, die schon am Vortag sorgfältig vorbereitet werden wollten. Das Ansehen der Familie stand dabei auf dem Spiel, und das bildete auch für die Männer eine Sorge; so waren sie die allerheikelsten,

wollten sie doch zeigen, wieviel sie für ihre Frauen auszugeben bereit und in der Lage seien.

Unterwürfig und gehorsam wie immer, schmückten sich die Frauen so, wie die Männer es wünschten, um ihnen keine Schande zu machen; nach jenen kurzen Auftritten an der Öffentlichkeit kehrten sie ruhig zu ihren häuslichen Obliegenheiten zurück. Waren sie verheiratet, so brachten sie Kinder zur Welt, so viele Gott ihnen eben schickte (das war nun einmal das ihnen auferlegte Kreuz); waren sie ledig, so warteten sie, bis die Eltern ihnen eines Tages sagen würden: Da, den heirate! Dann heirateten sie eben; und die Männer gaben sich mit ihrer restlosen Treue ohne Liebe zufrieden.

Nur der blinde Glaube an einen Lohn jenseits dieses Lebens konnte sie dahinbringen, daß sie ohne Verzweiflung die langsame, schwere Oede ihrer Tage ertrugen, dieser Tage, von denen jeder genau so ablief wie der vorausgegangene, in jenem schweigsamen, gleichsam ausgestorbenen Bergstädtchen, unter dem intensiven, brennenden Blau des Himmels, mit den schmalen, schlecht gepflasterten Gäßchen zwischen rohen Häusern aus Stein und Mörtel, mit den Wasserrinnen aus Lehm und den offenen Blechröhren.

Wagte man sich bis dorthin vor, wo diese Gäßchen endeten, so bot sich ein trostloser Blick über das wellige, von Schwefeldämpfen verbrannte Gelände. Wasserlos der Himmel, wasserlos die Erde, von der in dem unbewegten Schweigen, eingeschläfert durch das Summen der Insekten, das Zirpen einer Grille, das ferne Krähen eines Hahnes oder das Bellen eines Hundes, im blendenden Mittagslicht dick der Geruch verwelkter Blumen und des Düngers aus den Ställen aufstieg.

In keinem der Häuser gab es Wasser, auch in den wenigen herrschaftlichen nicht; in den weiten Höfen wie auch an den Ausgängen der Wege standen alte Zisternen, angewiesen auf die Freigebigkeit des Himmels; aber auch im Winter regnete es selten, und wenn es regnete, so war dies ein Fest: dann stellten alle Frauen Schalen und Kufen, Krüge und Tönnchen ins Freie und standen in den Türen, die Hauskleider zwischen den Beinen gerafft, um zuzusehen, wie das Regenwasser in Sturzbächen durch die steilen Gäßchen rauschte und gurgelnd in den Mündungen der Zisternen verschwand. Da wurden die Pflastersteine gewaschen, gewaschen wurden die Mauern der Häuser, und alles schien freier zu atmen in der duftenden Frische der feuchten Erde.

Für die Männer gab es die oder jene Zerstreung in den Wechselfällen der Geschäfte, im Kampf der kommunalen Parteien, im Kaffeehaus oder im Kasino; die Frauen aber waren gezwungen worden, seit der Kindheit jeden Instinkt der Eitelkeit in sich abzutöten; ohne Liebe wurden sie verheiratet, und nachdem sie wie Dienerinnen die ewig gleichen häuslichen Pflichten geübt, verbrachten sie ihre Stunden trüb-

sinnig, mit einem Kind auf dem Schoß oder dem Rosenkranz in der Hand, darauf wartend, daß der Mann und Gebieter heimkehre.

Adriana Braggi hatte ihren Mann ganz und gar nicht geliebt.

Von sehr schwächlicher Konstitution und in ständiger Erregung ob seiner Kränklichkeit, hatte dieser Mann sie vier Jahre lang unterdrückt und gequält; er war selbst auf seinen älteren Bruder eifersüchtig, an dem er, wie er wohl wußte, mit seiner Heirat ein schweres Unrecht, ja geradezu einen Verrat geübt hatte. Noch galt dort der Brauch, daß von allen Söhnen einer Familie nur einer, meist der älteste, heiraten durfte, damit das Vermögen des Geschlechts nicht unter zu viele Erben zerstreut werde.

Cesare Braggi, der ältere Bruder, hatte sich nie anmerken lassen, daß er diesen Verrat als solchen empfand; vielleicht darum, weil der Vater auf dem Totenbett, kurz vor der Hochzeit, verfügt hatte, daß Cesare das Familienoberhaupt bleibe, und der Zweitgeborene ihm auch nach seiner Vermählung vollen Gehorsam schulde.

Als Adriana in das alte Haus der Braggi eintrat, hatte sie eine Art Erniedrigung empfunden bei dem Gedanken, solchermaßen dem Schwager unterstellt zu sein. Ihre Lage war doppelt peinlich und aufreizend geworden, als ihr eigener Mann in seiner Eifersucht ihr zu verstehen gab, Cesare habe sich mit dem Gedanken getragen, sie zu heiraten. Sie hatte nicht mehr gewußt, wie sie sich dem Schwager gegenüber betragen sollte, und ihre Unsicherheit hatte um so mehr zugenommen, je weniger der Schwager seine Autorität geltend gemacht hatte; behandelte er sie doch vom ersten Tage an mit herzlicher Offenheit, mit Sympathie und wie eine echte Schwester.

Er war ein Mann von angenehmen Umgangsformen und in seiner Art zu sprechen und sich zu kleiden wie in allen anderen Zügen von vollendeter natürlicher Würde, die weder durch die Berührung mit dem derben Landvolk noch durch die Geschäfte, denen er oblag, noch durch die Gewöhnung an eine laxer Faulheit, zu der das leere, armselige Provinzleben während so vieler Monate des Jahres verführte, jemals beeinträchtigt oder auch nur im mindesten überschattet wurde.

Im übrigen verließ er jedes Jahr für einige Zeit das Städtchen mit seinen Beschäftigungen und fuhr nach Palermo, nach Neapel, nach Rom, nach Florenz, nach Mailand, um sich in das Leben zu stürzen, um — wie er sich ausdrückte — ein Bad in der Zivilisation zu nehmen. An Leib und Seele verjüngt kehrte er von solchen Reisen heim.

Jedesmal, wenn Adriana, die nie einen Schritt aus dem Heimatort getan, ihn in das große alte Haus zurückkommen sah, wo die Zeit in Todesschweigen zu versumpfen schien, empfand sie eine heimliche, undefinierbare Verwirrung.

Der Schwager brachte die Luft einer Welt mit sich, die sie sich nicht einmal vorzustellen vermochte.

Und die Verwirrung nahm zu, wenn sie aus dem Nebenzimmer das grelle Gelächter ihres Mannes hörte, der sich von seinem Bruder dessen saftige Abenteuer erzählen ließ; Verachtung und Ekel wurde daraus, sobald der Gatte des Abends, nach jenen Erzählungen des Bruders, in einem Zustand wütender Uebererregtheit ihr Schlafzimmer betrat. Die Verachtung und der Ekel galten dem Gatten und waren um so heftiger, je mehr Respekt, ja Verehrung der Schwager ihr entgegenbrachte.

Nach dem Tode ihres Mannes hatte Adriana eine schreckhafte Beklemmung bei dem Gedanken empfunden, mit dem Schwager allein in diesem Hause leben zu sollen. Gewiß, sie hatte zwei Kinder, die sie in diesen vier Jahren zur Welt gebracht hatte; aber auch in ihrer Würde als Mutter gelang es ihr nicht, dem Schwager gegenüber die angeborene Mädchenschüchternheit zu überwinden. Diese Schüchternheit war zuvor nie bis zur Störrigkeit angewachsen, wurde aber jetzt dazu; sie gab die Schuld daran dem Gatten, der sie in seiner Eifersucht durch eine ungemein mißtrauische und hinterhältige Wachsamkeit gequält hatte.

Mit feinsinniger Zuvorkommenheit hatte Cesare Braggi alsbald Adrianas Mutter eingeladen, mit der verwitweten Tochter zusammenzuleben; und mit der Zeit gewann Adriana, befreit von der Tyrannei des Mannes und in Gesellschaft der Mutter, wenn schon nicht vollen Frieden, so doch eine gewisse Ruhe des Geistes. Mit ganzer Hingabe widmete sie sich den Kindern und häufte auf sie alle die Liebe und Zärtlichkeit, die in einer unglücklichen Ehe keine Betätigungsmöglichkeit gefunden hatten.

Cesare reiste weiterhin jedes Jahr für einen Monat nach dem Festland und brachte stets Geschenke für Adriana, die Großmutter und die Enkel mit, deren er sich immer mit väterlicher Sorge annahm.

Ohne die schützende Gegenwart eines Mannes flößte das Haus, besonders des Nachts, den Frauen Angst ein. In der Zeit von Cesares Abwesenheit war es Adriana, als sei die Stille noch tiefer, finsterner und hielte über dem Haus ein großes, unbekanntes Unglück in der Schwebel. Mit unendlicher Bestürzung horchte sie auf, wenn der Wind den Strick der Zisterne am Ende des Gäßchens bewegte und das Zugrad zum Knirschen brachte. Aber konnte Cesare sich aus Rücksicht auf die zwei Frauen und die Kinder, die ihm im Grunde nicht angehörten, seiner einzigen Zerstreung nach einem Jahr Langeweile berauben? Er hätte sich ja ebensogut überhaupt nicht um sie kümmern und frei sein eigenes Leben leben können, da der Bruder ihn daran gehindert hatte, sich eine Familie zu schaffen; statt dessen — wie hätte man dies nicht anerkennen müssen? — widmete er sich, von jener

kurzen Urlaubszeit abgesehen, ganz dem Hause und den verwaisten Neffen.

Mit der Zeit war alle Bitterkeit in Adrianas Herzen eingeschlafen. Die Kinder wuchsen heran, und sie freute sich, sie unter der Leitung eines solchen Onkels groß werden zu sehen. Ihre Hingebung war nun so vollständig geworden, daß sie sich wunderte, wenn der Schwager oder die Kinder sich mancher übermäßiger Pflege widersetzen. Ihr war, als täte sie nie genug. Und woran hätte sie denken sollen, wenn nicht an die Ihren?

Einen großen Schmerz hatte für sie der Tod der Mutter bedeutet. Sie verlor damit ihre einzige Gesellschaft. Seit einer ganzen Weile hatte sie mit ihr wie mit einer Schwester gesprochen; dennoch konnte sie sich, solange sie die Mutter zur Seite hatte, noch jung fühlen, wie sie es ja auch in Wirklichkeit war. Jetzt war die Mutter nicht mehr, die beiden Söhne waren zu Jünglingen herangewachsen, der eine sechzehn, der andere vierzehn, und beide fast so groß wie der Onkel; da begann sie sich als alte Frau anzusehen und zu empfinden.

In dieser Gemütsverfassung geschah es ihr, daß sie zum erstenmal ein unbestimmtes Mißbehagen verspürte, eine Müdigkeit, einen Druck, bald in einer Schulter, bald in der Brust; ein gewisser tauber Schmerz, der manchmal den ganzen linken Arm befiel und plötzlich so schneidend wurde, daß ihr der Atem stockte.

Sie ließ keinerlei Klage laut werden, und vielleicht hätte niemand etwas davon erfahren, wenn nicht einer dieser krampfartigen Anfälle sie eines Tages bei Tisch überkommen hätte.

Man rief den alten Hausarzt, der von allem Anbeginn über das Zusammentreffen der Symptome in Bestürzung geriet. Diese Bestürzung steigerte sich noch nach einer langen, aufmerksamen Untersuchung der Kranken.

Das Uebel saß am Rippenfell. Aber welcher Art war es? Mit der Hilfe eines Kollegen versuchte es der alte Arzt mit einer Punktur, doch diese blieb ergebnislos. Dann stellte er eine gewisse Verhärtung der Achseldrüsen fest und gab Cesare Braggi den Rat, die Schwägerin sofort nach Palermo zu bringen, wobei er deutlich durchblicken ließ, er befürchte einen vielleicht unheilbaren Tumor.

Sofort zu reisen war unmöglich. Nach einer Klausur von dreizehn Jahren besaß Adriana nicht die Garderobe, um sich öffentlich blicken zu lassen und zu reisen. Es mußte also nach Palermo geschrieben werden, damit man ihr das Notwendigste schicke.

Auf jede Art suchte sie sich zu widersetzen und versicherte dem Schwager und den Söhnen, sie fühle sich nicht mehr so schlecht. Eine Reise? Wenn sie bloß daran dachte, überlief es sie kalt. Auch war es

gerade die Zeit, zu der Cesare sich gewöhnlich seinen einmonatigen Urlaub nahm. Wenn sie mit ihm reiste, nahm sie ihm damit seine Freiheit, jedes Vergnügen. Nein, nein, das wollte sie unter gar keinen Umständen! Und dann — wem sollte sie die Kinder überlassen? Wem das Haus anvertrauen? Aber Schwager und Söhne lachten nur über diese Bedenken. Sie versteifte sich darauf, zu erklären, die Reise werde ihr bestimmt nur schaden. O Gott, sie wußte doch gar nicht mehr, wie die Straßen aussahen! Nicht einen Schritt würde sie machen können! Man möge sie doch nur um Himmels willen zu Hause lassen!

Es war ein Hauptspaß für die Jungen, als aus Palermo die Kleider und Hüte ankamen.

Jubelnd brachen sie mit den großen, in Wachstuch gepackten Schachteln in das Zimmer der Mutter ein und schrien, was sie nur konnten, die Mutter müsse die Sachen sofort, sofort anprobieren. Sie wollten ihre Mutter schön sehen, wie sie sie noch nie gesehen hatten. Und so lange redeten sie und bettelten, bis die Mutter nachgeben mußte.

Es waren schwarze Trauerkleider, auch diese, aber sehr reich und mit wunderbarer Meisterschaft gearbeitet. In ihrer Unkenntnis und Unerfahrenheit in Dingen der Mode wußte sie gar nicht, wie sie mit dem Ankleiden beginnen sollte. Wo und wie diese vielen Häkchen schließen, die sie da und dort fand? Dieses Krägelchen — o Gott, so hoch? Und diese Aermel mit den vielen Falten... Trug man das jetzt so?

Hinter der Tür tobten unterdessen die ungeduldigen Jungen:

«Bist du so weit, Mutter? Noch nicht?»

Als ob die Mutter dort drin im Begriff wäre, sich für ein Fest zurechtzumachen! Sie dachten nicht mehr an den Anlaß, für den diese Kleider gekommen waren; um die Wahrheit zu sagen dachte nicht einmal sie in diesem Augenblick daran.

Als sie, ganz verwirrt und erhitzt, die Augen hob und sich im Spiegelschrank erblickte, befiel sie eine äußerst heftige Empfindung, die beinahe Scham war. Dieses Kleid, das in dreister Eleganz ihre Hüften und den Busen zeichnete, gab ihr die Schlankheit und die Haltung eines jungen Mädchens. Sie hatte sich bereits alt gefühlt, und jetzt sah sie sich in diesem Spiegel plötzlich jung und schön — als eine andere — wieder.

«Nein, nein! Unmöglich!» rief sie, wandte den Kopf und hob eine Hand, um sich dem Anblick zu entziehen.

Die Kinder hörten diesen Ausruf und trommelten noch heftiger an die Tür, mit den Fäusten, mit den Füßen, suchten sie zu erbrechen und schrien dabei, die Mutter möge aufmachen und sich sehen lassen.

Aber wie denn? Nein! Sie schämte sich. Eine Karikatur war sie! Nein, nein!

Doch die Jungen drohten ernsthaft, die Türe aufzusprengen. So mußte sie schließlich öffnen.

Zuerst standen auch die Kinder wie erstarrt vor der plötzlichen Verwandlung. Die Mutter suchte sich ihnen zu entziehen und wiederholte: «Nein, laßt mich doch! Unmöglich! Seid ihr verrückt?» Jetzt kam der Schwager hinzu. Guter Gott! Sie wollte fliehen, sich verstecken, als hätte er sie nackt überrascht. Aber die Kinder hielten sie fest und zeigten sie dem Onkel, der über ihre Schamhaftigkeit lachte.

«Es steht dir wirklich gut!» sagte er schließlich, wieder ernst werdend. «Komm, laß dich ansehen!»

Sie versuchte, den Kopf zu heben.

«Ich komme mir vor wie auf einem Maskenball . . .»

«Ach wo! Warum denn? Es steht dir sogar vorzüglich! Drehe dich ein wenig . . . so, nach der Seite . . .»

Sie gehorchte und zwang sich, ruhig zu erscheinen; doch ihr von dem Kleid so deutlich gezeichneter Busen hob sich unter den raschen Atemzügen, die ihre innere Erregung verrieten, während er, der erfahrene Kenner, sie so aufmerksam und ruhig betrachtete.

«Wirklich ausgezeichnet. Und die Hüte?»

«Körbe sind das!» rief Adriana in einer Art von Entsetzen.

«Ja, freilich, man trägt jetzt ganz große.»

«Wie soll ich so etwas überhaupt aufsetzen? Ich muß mich anders frisieren.»

Cesare betrachtete sie von neuem ruhig und lächelnd.

«Du hast ja so viel Haar . . .» sagte er.

«Ja, ja, gute Mutti! Frisiere dich gleich!» pflichteten die Jungen bei. Adriana lächelte traurig.

«Seht ihr, was ihr aus mir macht?» sagte sie, auch an den Schwager gewendet.

Die Abreise wurde für den folgenden Morgen festgesetzt.

Allein mit ihm!

Sie begleitete ihn auf eine der Reisen, an die sie früher mit so viel Unruhe gedacht hatte. Und jetzt empfand sie nur die eine Angst: unruhig zu erscheinen, vor ihm, der vor ihr stand, ganz ihr gewidmet, doch ruhig wie immer.

Diese seine völlig natürliche Ruhe hätte ihre Erregtheit in ihren eigenen Augen unwürdig und beschämend erscheinen lassen, hätte sie nicht mit einer fast bewußten Fiktion, eben um sich nicht schämen zu müssen und ihr Selbstvertrauen wiederzuerlangen, ihm gegenüber einen anderen Grund dafür hervorgekehrt: die Neuheit dieser Reise, den Ansturm so vieler seltsamer Eindrücke auf ihre abgeschlossene, scheue Seele. Und sie schob die Anstrengung, mit der sie ihre Erregtheit zu



bemeistern suchte, auf die Notwendigkeit, sich nicht allzu hilflos und überrascht zu geben, was er, der das alles seit vielen Jahren gewohnt war und immer völlig Herr über sich selbst blieb, wohl als lästig und ärgerlich empfunden hätte. Geradezu lächerlich hätte sie in ihrem Alter wirken mögen, so kindlich war das Staunen, das in ihren Augen brannte.

So zwang sie sich dazu, die heiter-fiebrige Gier des Auges zu bezähmen und nicht dauernd den Kopf von einem Fenster zum anderen zu wenden, wie sie sich zu tun versucht fühlte, um nur ja nichts von den vielen Dingen zu versäumen, auf die ihr Blick sekundenschnell zum ersten Male fiel. Sie bezähmte ihre Verwunderung, jene Neugier, die sie doch besser hätte wachhalten sollen, um mit ihrer Hilfe den betäubenden Schwindel zu überwinden, den das rhythmische Rollen der Räder und das flüchtende Vorüberjagen von Hecken, Bäumen und Hügeln in ihr wachrief.

Sie saß zum erstenmal in einem Eisenbahnzug. Jeden Augenblick, bei jeder Drehung der Räder, war es ihr, als dringe sie tiefer in eine unbekannte Welt ein; diese Welt erstand in ihr selber, mit Erscheinungen, die, so nahe sie ihr waren, doch zugleich äußerst fern schienen und ihr zugleich mit der Freude des Anblicks auch ein äußerst feines, undefinierbares Gefühl von Schmerz verursachten: Schmerz darüber, daß es alles das immer schon gegeben hatte, außerhalb ihrer Existenz, ja sogar ihrer Phantasie; Schmerz darüber, zwischen diesen Dingen nur eine Fremde auf der Durchreise zu sein, und daß alles das auch ohne sie sein eigenes Dasein weiterführen würde.

Da: die demütigen Häuser eines Dorfes — Dächer und Fenster und Türen und Treppen und Straßen. Die Menschen, die hier lebten, waren, so wie Adriana es so lange Jahre in ihrem Städtchen gewesen war, eingeschlossen auf diesem Fleck Erde, mit seinen Gewohnheiten und Beschäftigungen. Ueber das hinaus, was ihr Blick erreichte, gab es für sie nichts mehr; die Welt war ein Traum! In Mengen wurden sie da geboren und wuchsen da auf und starben, ohne etwas gesehen zu haben von alledem, was Adriana jetzt auf ihrer Reise sehen sollte; und diese ihre Reise war doch so wenig, gemessen an der ganzen großen Welt, und dennoch schien sie ihr bereits etwas Ungeheures.

Wenn sie den Blick wandte, sah sie dann und wann den lächelnden Schwager neben sich, der sie ansah und fragte:

«Wie fühlst du dich?»

Sie antwortete ihm mit einem Nicken: «Gut.»

Mehr als einmal setzte sich der Schwager neben sie, um ihr einen fernen Flecken zu zeigen und dessen Namen zu nennen, wo er gewesen war, oder diesen Berg mit dem drohenden Profil, alles das mit einem Wort, von dem er annahm, es werde ihre Aufmerksamkeit in beson-

derem Maße erwecken. Er begriff nicht, daß auch die kleinsten Dinge, die für ihn ohne jede Bedeutung waren, in ihr einen Tumult neuer Empfindungen wachriefen; daß seine Erläuterungen das glühende, fließende Bild von Größe nicht verstärkten, sondern abkühlten, das sie in ihrer Verwirrung und mit jenem Gefühl undefinierbaren Schmerzes beim Anblick so viel unbekannter Welt in sich schuf.

Statt Helligkeit zu verbreiten, verursachte seine Stimme im Chaos ihrer Gefühle gleichsam ein plötzliches, gewaltsames, stechendes Stocken; dann wurde jenes Gefühl des Schmerzes in ihr noch schärfer und bewußter. Sie sah sich in ihrer kläglichen Unwissenheit und fühlte etwas wie ein dunkles und beinahe feindseliges Bedauern beim Anblick all dieser Dinge, die jetzt, zu spät für sie, mit solcher Plötzlichkeit in ihre Schau und in ihre Seele hereinbrachen.

Als sie am nächsten Tag in Palermo nach einer sehr langen Untersuchung das Haus des Primarius verließ, verstand sie die Anstrengung wohl zu deuten, mit der ihr Schwager seine tiefe Bestürzung zu verbergen suchte; sie verstand den gekünstelten Eifer, mit dem er sich noch einmal den Gebrauch der verordneten Medizin hatte erklären lassen, und die Art, in der der Arzt dies getan; sie verstand sehr wohl, daß jener ihr Todesurteil gesprochen hatte und daß das Gemisch von Giften, die sie sorgfältig in Tropfen zweimal im Tag vor den Mahlzeiten einnehmen sollte, nichts anderes war als eine fromme Täuschung, die letzte Wegzehrung auf einer langen Agonie.

Und doch — kaum trat sie, noch ein wenig benommen und angewidert von dem Aethergeruch im Hause des Arztes, aus dem Schatten des Treppenhauses in die leuchtende Sonne des Abends hinaus unter einen ganz zur Flamme gewordenen Himmel, der von der See her gleichsam eine Feuerzunge über den langen Corso warf, kaum sah sie in diesem goldigen Leuchten zwischen den Wagen das Wimmeln der lärmenden Menge, deren Gesichter und Kleider in purpurnen Reflexen schimmerten, die gleich Edelsteinen funkelnden Lichtblitze und Farbenspritzer der Verkaufsläden, der Reklameschilder, der Spiegel — da fühlte sie nichts als Leben, Leben, das durch alle ihre bewegten und exaltierten Sinne tumultuarisch in sie einbrach gleich göttlicher Trunkenheit. Keine Angst, nicht einmal ein flüchtiger Gedanke in ihr war dem nahen, dem unvermeidlichen Tode zugewandt, der doch bereits in ihr saß, zusammengekauert unter dem linken Schulterblatt, dort, wo das Stechen am stärksten war. Nein, nein, Leben, das Leben! Und dieser innere Aufruhr, der sie bewegte, faßte sie jetzt an der Kehle, wo etwas Unbekanntes, vielleicht ein uralter, aus den Gründen ihres Seins aufgestörter Schmerz sich festsetzte und ihr mitten in ihrer Freude Tränen abnötigte.

«Nichts — nichts . . .» sagte sie zu dem Schwager mit einem Lächeln, das durch die Tränen in ihren Augen aufstrahlte. «Mir ist, als wäre ich . . . ich weiß selbst nicht, wie . . . Gehen wir . . .»

«Ins Hotel?»

«Nein . . . nein . . .»

«Wollen wir im ‚Châlet‘ am Meer zu Abend essen? Ist dir das recht?»

«Ja, wo du willst.»

«Ausgezeichnet. Fahren wir also! Dann sehen wir uns den Bummel auf dem Foro an, hören die Musik . . .»

Sie bestiegen einen Wagen und fuhren der blendenden Feuerzunge entgegen.

Was war das für ein Abend für sie, im «Châlet», am Meer, im Mondschein, vor sich das erleuchtete Foro mit seinem lärmenden Strom funkelnder Wagen, dazu der Geruch der Algen vom Meer und der Duft der Blumen aus den Gärten! Wie in einem übermenschlichen Zauber verloren, dem ganz sich hinzugeben sie durch die Angst gehindert wurde, am Ende sei alles das nicht wahr, fühlte sie sich weit, weit entfernt auch von sich selbst, ohne Erinnerung, ohne Bewußtsein noch Gedanken, in unendlicher Traumferne.

Noch intensiver befiel sie dasselbe Gefühl des Weitwegseins am folgenden Morgen, als sie im Wagen durch die endlosen Wege des Favorita-Parks fuhr; an einem Punkt gelang es ihr, mit einem tiefen Atemzug beinahe aus dieser Ferne zu sich selber zurückzukommen und sie zu ermessen, ohne dabei den Zauber zu brechen und die Trunkenheit dieses Sonnentraumes inmitten jener gleichfalls in endlosem Traum befangenen Pflanzen zu zerstören.

Unwillentlich wandte sie sich dem Schwager zu, sah ihn an und lächelte vor Dankbarkeit.

Gleich darauf freilich weckte dieses Lächeln in ihr eine lebhaftere und tiefe Zärtlichkeit für ihre eigene Person, für sie, die jetzt zum Tode verurteilt war, in einem Augenblick, da sich ihren staunenden Augen so viel Schönheit erschloß — ein Leben, das auch für sie hätte bestimmt sein können wie für so viele andere Kreaturen, die hier lebten. Und ihr war, als sei es vielleicht doch eine Grausamkeit gewesen, sie diese Reise machen zu lassen.

Kurz darauf hielt der Wagen schließlich am Ende eines abgelegenen Fahrweges, und sie stieg an seinem Arme aus, um den Herkulesbrunnen aus der Nähe zu besehen. Dort, vor diesem Brunnen, unter dem Kobaltblau des Himmels, so tief, daß es rings um die leuchtende Marmorstatue des Halbgottes auf seiner hohen, aus der weiten Schale aufragenden Säule beinahe schwarz erschien, beugte sie sich dann nach dem gläsernen Wasser herab, auf dem Blätterwerk und Algen schwam-

men, und das ihren Schatten grünlich widerspiegelte. Bei jedem leichten Kräuseln des Wassers ging es wie ein Nebeldampf über die unbewegten Gesichter der Sphinx, die in die Schale blickten; dann fühlte auch Adriana auf ihrem Antlitz einen frischen, von diesem Wasser aufsteigenden Hauch, und gleich darauf weitete ein großes, betroffenes Schweigen ihre Seele. Und als entzündete in dieser unermesslichen Leere sich in ihr ein Licht von anderen Sternen, war ihr, als reichte sie hier beinahe an die Ewigkeit, als gewänne sie eine leuchtende, unbegrenzte Kenntnis von allem, ein Wissen um das Grenzenlose, das sich in den Tiefen der geheimnisvollen Seele verbirgt. Sie hatte gelebt, und das mochte genug sein, denn sie war einen Augenblick lang und in diesem Augenblick ewig gewesen.

Sie schlug dem Schwager vor, noch am selben Tage heimzureisen. Sie wollte in ihr Haus zurück, um ihn nach diesen vier Tagen, die sie seinem Urlaub entzogen, nunmehr freizulassen. Noch einen Tag würde er verlieren, indem er sie zurückbegleitete; dann mochte er sich aufmachen, sein gewohntes Leben wieder beginnen, mit seinen Reisen nach fernerer Ländern, jenseits dieses grenzenlosen türkisfarbenen Meeres. Er konnte das ohne Sorge tun, denn bestimmt würde sie nicht so schnell sterben, während der zwei Monate seiner Abwesenheit.

All das sagte sie nicht; sie dachte es bloß. Und sie bat ihn, sie heimzubringen.

«Aber nein, warum denn?» erwiderte er. «Jetzt sind wir nun einmal dabei; du kommst mit mir nach Neapel. Wir wollen, um ganz sicherzugehen, noch einen anderen Arzt konsultieren.»

«Nein, nein, ich bitte dich, Cesare! Laß mich nach Hause fahren. Es hat keinen Zweck!»

«Wieso? Keineswegs. Es wird besser sein. Der Sicherheit halber.»

«Genügt nicht das, was wir hier erfahren haben? Mir fehlt nichts. Ich fühle mich ganz wohl. Siehst du es nicht? Ich werde die Kur machen, das ist alles.»

Er sah sie ernst an und sagte:

«Adriana, ich wünsche es.»

Da konnte sie nicht mehr widersprechen. Sie sah sich als die Frau ihrer Gegend, die niemals dem widersprechen darf, was der Mann für recht und angemessen hält; sie dachte, er wolle für sich die Befriedigung, sich nicht mit einer Konsultation begnügt zu haben, die Befriedigung, daß die Leute daheim bei ihrem Tode sagen würden: «Er hat alles getan, um sie zu retten; nach Palermo, ja sogar nach Neapel hat er sie gebracht . . .» — Oder vielleicht lebte in ihm wirklich die Hoffnung, ein anderer Arzt in weiterer Ferne, ein tüchtigerer, werde ihre Krankheit für heilbar befinden, ein letztes Mittel zu ihrer Rettung entdecken? Oder vielleicht . . . ja, das war es wohl: Da er wußte, daß

sie verloren war, wollte er, da sie sich schon mit ihm auf der Reise befand, ihr diese letzte und außerordentliche Zerstreuung verschaffen, als schwache Entschädigung für die Grausamkeit ihres Loses.

Aber sie empfand Abscheu — ja, Abscheu, das war es — vor diesem großen Meer, über das sie fahren sollte. Wenn sie es bloß ansah, stockte ihr bei dem Gedanken der Atem, als hätte sie es schwimmend überqueren sollen.

«Keine Angst», beruhigte er sie lächelnd. «Du wirst davon gar nichts merken, in dieser Jahreszeit. Siehst du, wie ruhig es ist? Und dann, der Dampfer . . . Du wirst überhaupt nichts spüren.»

Konnte sie ihm das dunkle Vorgefühl gestehen, das sie beim Anblick dieses Meeres beklemmte? Wenn sie abfuhr, wenn sie sich von der Küste der Insel ablöste, die ihr schon so weit von ihrer Heimat und so neu erschien, wo sie schon so seltsame Erregungen verspürt hatte — wenn sie sich noch weiter wagte, verloren mit ihm in der ungeheuren, geheimnisvollen Ferne dieses Meeres, dann würde sie, so sagte ihr das Vorgefühl, nicht wieder lebend den Weg zurück über dieses Wasser nach ihrem Hause finden. Nicht einmal sich selber konnte sie dieses Gefühl eingestehen, und so glaubte auch sie an den Abscheu vor dem Meer, einfach weil sie es früher nicht einmal von ferne gesehen hatte und sich jetzt darauf wagen sollte . . .

Noch am selben Abend schifften sie sich nach Neapel ein.

Der Dampfer löste sich von der Reede und verließ den Hafen; die Betäubung durch den Lärm, das Durcheinander der kommenden und gehenden Menschen mit ihrem Geschrei, das Rasseln der Kräne und Ketten wich allmählich von Adriana; sie sah, wie alles sich langsam entfernte und kleiner wurde, die Leute auf dem Quai, die noch immer grüßend ihre Tücher schwenkten, die Reede, die Häuser, bis zuletzt die ganze Stadt zu einem weißen, duftigen, da und dort mit matten Lichtern besetzten Streifen unter dem weiten Rund der rötlichgrauen Berge wurde. Da fühlte sie sich von neuem in einem Traum befangen, in einem wunderbaren Traum, der ihr jedoch zugleich die Augen vor Schrecken aus den Höhlen trieb; drang sie doch jetzt auf diesem Schiff, das zwar groß, aber doch wohl gebrechlich war — es bebte ja unter den rhythmischen Schlägen der Schrauben —, in die zwei grenzenlosen Weiten des Meeres und des Himmels ein.

Er belächelte ihren Schrecken, forderte sie auf, sich zu erheben und schob mit einer Vertraulichkeit, die er sich bis dahin noch nie gestattet hatte, den Arm unter den ihren, um sie zu stützen. So führte er sie dorthin, wo die blinkenden, mächtigen Kolben zu sehen waren, die die Schrauben drehten. Sie aber, schon verwirrt durch die ungewohnte Berührung, war diesem Anblick und mehr noch dem von dort unten aufsteigenden heißen Fettgeruch nicht gewachsen; ihr schwindelte.

Halt suchend war sie im Begriff, den Kopf auf seine Schulter zu legen, doch sie beherrschte sich sogleich wieder, bestürzt über dieses instinktive Bedürfnis nach Hingabe, dem sie beinahe nachgegeben hätte.

Noch fürsorglicher als sonst fragte er:

«Fühlst du dich schlecht?»

Sie brachte kein Wort hervor, schüttelte nur verneinend den Kopf. Arm in Arm suchten beide das Hinterschiff auf, um das lange, glühend phosphoreszierende Kielwasser anzusehen, das sich durch das bereits schwarze Meer hinczog. Der riesige Schornstein entließ dichten, heißen Rauch in den mit Sternenstaub übersäten Himmel. Schließlich, um den Zauber vollzumachen, stieg der Mond aus dem Meere auf: erst zwischen den Dünsten des Horizonts wie eine traurige Feuermaske, die sich drohend anschickte, in furchtbarem Schweigen über ihr Wasserreich hinzuspähen; dann allmählich immer heller, immer präziser umschrieben in seinem schneeigen Leuchten, das einen bebenden Silberschein ohne Ende über die See breitete. Mehr denn je fühlte Adriana jetzt die Beklemmung und die Angst dieser Herrlichkeit in sich wachsen, die sie hinriß und sie unwiderstehlich drängte, erschöpft das Haupt an seiner Brust zu bergen.

Es geschah in Neapel, in einem Augenblick, während sie ein Konzertkaffee verließen, in dem sie gegessen und den Abend verbracht hatten. Er war es gewohnt, auf seinen jährlichen Reisen des Nachts Lokale dieser Art am Arm einer Frau zu verlassen; indem er den Arm jetzt ihr bot, fing er unvermutet unter ihrem großen schwarzen Federhut einen flammenden Blick auf, und fast ohne es zu wollen, drückte er mit seinem Arm den ihren rasch und heftig gegen seine Brust. Das war alles. Die Feuersbrunst war entfacht.

Im Dunkel des Wagens, der sie in das Hotel zurückbrachte, sagten sie einander alles in wenigen Minuten, eng umschlungen, Mund auf unersättlichem Mund, was er eben zuvor im Aufblitzen jenes Blickes erraten hatte: ihr ganzes Leben in all den Jahren schweigenden Martyriums. Sie sagte ihm, wie sie ihn immer, immer geliebt habe, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen; und er sagte ihr, wie er sie schon als Mädchen begehrt und davon geträumt hatte, sie sein eigen zu nennen, sein, sein!

Es war ein Fieberrausch, eine Raserei, angefacht durch die Gier, in den wenigen Tagen, die ihr Todesurteil ihnen übrigließ, alle diese verlorenen Jahre unterdrückter Leidenschaft und verborgenen Fiebers wettzumachen. Sie wollten blind sein, sich verlieren, einander nicht mehr als das sehen, was sie so viele Jahre lang in der gesetzten Wohlständigkeit ihres Städtchens gewesen waren — jenes Städtchens, für dessen Sittenstrenge ihre Vermählung wie ein unerhörtes Sakrileg erschienen wäre.

Vermählung? Nein! Warum sollte sie ihn zu diesem in den Augen aller beinahe frevlerischen Schritt nötigen? Warum sollte sie, die nur mehr so kurze Zeit zu leben hatte, ihn an sich binden? Nein, nein! Liebe, diese frenetische, hinreißende Liebe, auf einer Reise von wenigen Tagen! Liebesreise ohne Rückkehr! Liebesreise in den Tod!

Sie konnte nicht mehr zurückkehren und den Kindern gegenüber treten. Sie hatte es wohl gefühlt, als sie abfuhr; sie wußte, es würde zu Ende sein mit ihr, sobald sie sich übers Meer wagte. Und jetzt, vorwärts, vorwärts, weiter, weiter in die Ferne, in seinen Armen, blind bis zum Tode.

So fuhren sie nach Rom, dann nach Florenz, dann nach Mailand, fast ohne etwas zu sehen. Der Tod, in ihr eingenistet, geißelte sie mit seinen Stichen und trieb sie zu immer wilderer Glut an.

«Es ist nichts!» sagte sie ihm bei jedem Anfall, jedem Schmerz. «Nichts . . .»

Und sie reichte ihm ihren Mund, Todesblässe im Antlitz.

«Adriana, du leidest!»

«Nein, es ist nichts! Was kümmert es mich!»

Am letzten Tag in Mailand, kurz vor der Abreise nach Venedig, sah sie ihr verfallenes Gesicht im Spiegel; und als sich ihr nach nächtlicher Fahrt in der Stille der Dämmerung die stolze und melancholische Traumvision der aus dem Wasser aufsteigenden Stadt darbot, da begriff sie, an ihrer Bestimmung angelangt zu sein. Hier mußte die Reise ihr Ende finden.

Ihren Tag in Venedig wollte sie noch haben. Bis zum Abend, bis zur Nacht, fuhr sie in der Gondel durch schweigende Kanäle; und sie wachte die ganze Nacht mit einem seltsamen Eindruck von jenem Tage: Es war ein Tag von Samt gewesen.

Der Samt der Gondel? Der samtene Schatten gewisser Kanäle? Vielleicht der Samt des Sarges.

Während er am nächsten Morgen das Hotel verließ, um einige Briefe nach Sizilien aufzugeben, trat sie in sein Zimmer. Auf dem Tisch fand sie einen aufgerissenen Umschlag, erkannte die Schrift ihres älteren Sohnes. Sie führte das Blatt an die Lippen und küßte es verzweifelt. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück, entnahm der ledernen Handtasche das noch unbenützte Fläschchen mit der giftigen Medizin; erschöpft ließ sie sich auf das Bett sinken und leerte es in einem Zuge.

*(Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen  
von Percy Eckstein)*